

Der Sprung in den Brunnen: Johannes 4, 1-26

Jesus erfuhr, dass die Pharisäer gehört hatten, er gewinne und taufe mehr Jünger als Johannes - allerdings taufte nicht Jesus selbst, sondern seine Jünger -; daraufhin verließ er Judäa und ging wieder nach Galiläa. Er musste aber den Weg durch Samarien nehmen. So kam er zu einem Ort in Samarien, der Sychar hieß und nahe bei dem Grundstück lag, das Jakob seinem Sohn Josef vermacht hatte. Dort befand sich der Jakobsbrunnen. Jesus war müde von der Reise und setzte sich daher an den Brunnen; es war um die sechste Stunde. Da kam eine samaritanische Frau, um Wasser zu schöpfen. Jesus sagte zu ihr: Gib mir zu trinken! Seine Jünger waren nämlich in den Ort gegangen, um etwas zum Essen zu kaufen. Die samaritanische Frau sagte zu ihm: Wie kannst du als Jude mich, eine Samaritanerin, um Wasser bitten? Die Juden verkehren nämlich nicht mit den Samaritanern. Jesus antwortete ihr: Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer es ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, dann hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben. Sie sagte zu ihm: Herr, du hast kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief; woher hast du also das lebendige Wasser? Bist du etwa größer als unser Vater Jakob, der uns den Brunnen gegeben und selbst daraus getrunken hat, wie seine Söhne und seine Herden? Jesus antwortete ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, wird wieder Durst bekommen; wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt. Da sagte die Frau zu ihm: Herr, gib mir dieses Wasser, damit ich keinen Durst mehr habe und nicht mehr hierher kommen muss, um Wasser zu schöpfen. Er sagte zu ihr: Geh, ruf deinen Mann und komm wieder her! Die Frau antwortete: Ich habe keinen Mann. Jesus sagte zu ihr: Du hast richtig gesagt: Ich habe keinen Mann. Denn fünf Männer hast du gehabt und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Damit hast du die Wahrheit gesagt. Die Frau sagte zu ihm: Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist. Unsere Väter haben auf diesem Berg Gott angebetet; ihr aber sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten muss. Jesus sprach zu ihr: Glaube mir, Frau, die Stunde kommt, zu der ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Ihr betet an, was ihr nicht kennt, wir beten an, was wir kennen; denn das Heil kommt von den Juden. Aber die Stunde kommt und sie ist schon da, zu der die wahren Beten den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn so will der Vater angebetet werden. Gott ist Geist und alle, die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten. Die Frau sagte zu ihm: Ich weiß, dass der Messias kommt, das ist: der Gesalbte (Christus). Wenn er kommt, wird er uns alles verkünden. Da sagte Jesus zu ihr: Ich bin es, ich, der mit dir spricht.

Bei der Begegnung Jesus mit der Frau aus Samaria haben wir es mit einer sehr bekannten Geschichte zu tun. Schon viele Male haben wir sie gehört, gelesen, darüber gepredigt, auch in dieser Kirche. Bei so bekannten Geschichten besteht die Gefahr, dass wir schon zu wissen meinen, was sie bedeutet. Und sofort tritt ein mentales Muster in Aktion, das uns die vertrauten Erklärungen schon beim Zuhören mitliefert.

Ja natürlich, denken die einen etwa, hier geht es darum, dass Jesus Frauen als gleichwertige Gesprächspartnerinnen akzeptiert und sich sogar auf ein theologisches Gespräch mit ihnen einlässt.

Eben, denken andere, Jesus zeigt hier auf, dass religiöse Grenzen in einem universalen Glauben überwunden werden und plädiert für ein Miteinander der Religionen.

Dritte können sich daran erinnern gehört zu haben, dass der Kernpunkt der Geschichte in dem Bekenntnis der andersgläubigen Frau zu Jesus als dem verheissenen Messias liegt und damit der Vorrang der christlichen Glaubensform bestätigt wird.

Als Theologin finde ich es auch verführerisch, so einen berühmten Text auszulegen. Ich könnte versucht sein, mich zu wiederholen. Diesmal habe ich die alten Einsichten und Fragen, die mich bei dieser Geschichte schon immer beschäftigt haben, beiseite gelassen

und versucht, sie mit etwas zu verbinden, was mich gegenwärtig neu beschäftigt. Dabei ist mir ein Artikel in der neuesten Ausgabe der reformierten Presse zu Hilfe gekommen. Darin wird die Arbeit des Molekularbiologen Dean Hamer dargestellt, der im Jahr 2004 das sogenannte Gottes-Gen entdeckt hat. Im Rahmen einer Studie über Suchtverhalten hatte er Testpersonen zu Erfahrungen der Selbstüberschreitung und des Einsseins mit anderen Lebewesen befragt. Mit genau diesen Begriffen kann man auch die Grunderfahrung der Spiritualität umschreiben: das Empfinden, dass die eigene Seele mit der Seele anderer, letztlich mit der göttlichen Weltseele verschmilzt. Nach der genetischen Analyse von Hamer wiesen diejenigen, die solche Einheitserlebnisse hatten, auffallend häufig die gleiche genetische Besonderheit auf. Ein bestimmtes Gen war bei ihnen mit einer veränderten chemischen Base anzutreffen. In dieser Variation, so Hamer, fördere das Gen die Produktion von Botenstoffen, die im Gehirn Gefühle der Entgrenzung anregen. Die normalen Grenzen zwischen dem eigenen Bewusstsein und der Umgebung verschwinden, der Mensch vergisst sich selbst, überschreitet seine Grenzen, fühlt sich als Teil einer grösseren Einheit, aufgehoben im Übernatürlichen. Soweit der Forscher. Sind wir also mehr oder weniger von den Genen her auf Gott programmiert. Sind wir biologisch unterschiedlich auf Religion angelegt – die einen empfänglich für Botschaften aus der göttlichen Welt, die anderen nüchterne Realisten? Natürlich ist Dean Hamer ein seriöser Wissenschaftler und betont, dass er mit dem Gen nur einen winzigen Baustein in einer komplexen Struktur erklärt habe.

Aber seine Grundbeobachtung habe ich auch schon gemacht, dass es in der Wahrnehmung der Welt zwischen verschiedenen Menschen tiefe Brüche geben kann. Unter Glaubenden wie Nichtglaubenden gibt es Menschen, die sich in dieser Welt zuhause fühlen. Sie anvertrauen sich dem Strom des göttlichen Segens und leben in der Gewissheit, dass ihnen das Schlimmste nicht geschehen kann. Auf der anderen Seite gibt es unter Glaubenden und Nichtglaubenden Menschen, die von einem Grundgefühl der Angst beseelt sind. Sie spüren eine abgrundtiefe Unbehautheit in der Welt. Sicher ist für sie nur der Zweifel. Müssen Menschen, die sich in der Welt so unterschiedlich erfahren, nicht auch völlig unterschiedliche Vorstellungen davon entwickeln, wie sie die Welt gestalten wollen? Und können sie sich überhaupt verständigen?

In der Begegnung von Jesus und der Frau am Brunnen entdecke ich ähnliche Brüche in ihren Einstellungen zur Wirklichkeit. Da treffen zwei Menschen aufeinander, die in ganz verschiedenen Welten zu leben scheinen. Sie sprechen die gleiche Sprache, doch meinen sie mit ihren Worten Verschiedenes. Sie nähern sich im Laufe des Gespräches ein bisschen an, aber nur ein bisschen.

Vom Evangelisten erfahren wir zunächst, dass Jesus durch Samaria reiste. Für die zeitgenössischen Leser war damit schon klar, dass es sich damit um das Gebiet einer anderen als der jüdischen Religionsgemeinschaft handelt. Die eigentliche Handlung beginnt damit, dass Jesus an einem Brunnen rastet und eine Frau kommt. Sie wird ausdrücklich noch einmal als Samariterin bezeichnet. Und den ersten Zuhörenden ist damit sogleich der feindselige Gegensatz zwischen Juden und Samaritern gegenwärtig. Sie verstehen sofort: Die Bitte von Jesus um einen Schluck Wasser kommt einer Preisgabe des jüdischen Standpunktes gleich, was die Frau dann auch selbst anspricht: Wie kannst Du als Jude mich als Samariterin um etwas zu Trinken bitten?

Soweit sprechen Frau und Jesus von der gleichen Wirklichkeit: Eine körperlich elementare: Mittagshitze, Müdigkeit, Durst und Brunnen, aber gleichzeitig eine soziale: es gibt da kulturelle und religiöse Grenzen, die Menschen nicht ungestraft überschreiten.

So wichtig die reale Situation für die Begegnung der beiden sein muss – Jesus verlässt diese Ebene sofort. Statt dessen redet er – für die Frau völlig rätselhaft – über den Gegensatz von irdischer und göttlicher Gabe. „Wenn du wüsstest, was Gott den Menschen schenken will, und wer es ist, der dich jetzt um Wasser bittet, dann hättest du ihn um

Wasser gebeten und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben.“ Vor dem, was Gott schenken will, ist der alte Gegensatz zwischen jüdischem und samaritischem Glauben ganz unwesentlich. Aber das enthüllt sich der Frau nicht.

Sie steht ganz auf dem Boden der Realität. Sie überlegt laut, mit welchem Gefäss denn Jesus Wasser schöpfen will. Seinen Ausdruck „lebendiges Wasser“ versteht sie ihrem Sprachgebrauch gemäss als fließendes Wasser, wie es etwa aus einer Quelle kommt. Das gibt für sie gar keinen Sinn, weil sie sich ja am tiefen Brunnenloch des Stammvaters Jakob befinden. Und weil die Frau das Wasser aus diesem Brunnen bisher als Segen für ihr Leben erfahren hat. Mit diesem Brunnen ist die Welt für sie in Ordnung.

Noch steigert sich ihre Verwirrung, als Jesus von Wasser als einer inneren Quelle spricht, das den Durst für immer stillt. Sie merkt jetzt nur, dass etwas Wunderbares gemeint sein muss, eine Art Zauberwasser vielleicht. Wenn sie es besässe, müsste sie nicht mehr mühevoll Wasser schöpfen gehen...

Ach, sie können sich nicht verstehen, weil Jesus bei Johannes von zwei Wirklichkeiten ausgeht, einer irdischen und einer göttlichen. Mit dem lebendigen Wasser verbindet Johannes die Anschauung, dass allem Irdischen wie Nahrung oder Kleidung, Geburt oder Hochzeit, Leben oder Tod eine himmlische Realität gegenübersteht. Das irdische ist aber unecht, vorläufig, vergänglich, während das himmlische echt, ewig und endgültig ist. Wenn Menschen nun das Irdische erstreben, missverstehen sie sich selbst, da sie sich in Wirklichkeit nach der himmlischen Entsprechung sehnen. Nach dem Leben an sich. Als der Offenbarer ist Jesus bei Johannes der, der die himmlische Wirklichkeit in der Menschenwelt repräsentiert und darauf aufmerksam macht.

Jesus erfasst wohl, dass sie ihm nicht folgen kann. Er fordert sie auf, ihren Mann herzubringen. Nicht dass das irgendeinen Zweck hätte, wenn er käme. Hier geht es darum, dass Jesus seine Allwissenheit zeigen kann. Der folgende Wortwechsel stellt Jesus als den hellichtig begabten Mann dar, den göttlichen Propheten, der das Geheime weiss, was anderen verborgen ist. Diesen Eindruck bekommt die Frau von ihm und gibt ihn dann den Leuten in ihrer Stadt auch so weiter.

Für den Evangelisten Johannes bedeutet diese Szene aber mehr, als dass göttliche Fähigkeiten Jesu aufgedeckt werden. Für ihn heisst Offenbarung, dass das eigene Leben aufgedeckt wird. Und zwar so, dass den Menschen die Unruhe ihres Lebens zu Bewusstsein gebracht wird. Von einer Erfüllung zur anderen getrieben erreichen sie nie Endgültiges, wenn sie nicht das Lebenswasser finden, von dem ein Schluck den Durst auf ewig stillt. Jesus enthüllt der Frau die Unruhe ihres Lebens in ihrer bewegten Lebensgeschichte. Indem sie sich selbst durchsichtig wird, ahnt sie in Jesus den Offenbarer. Gottes- und Selbsterkenntnis vollziehen sich nach Johannes in einem.

Das, liebe Gemeinde, finde ich sehr wesentliche Gedanken, die ich gerne aus dieser Geschichte mitnehme. Worin liegt die Unruhe meines Lebens? Wie werde ich mir selbst durchsichtig?

In der Erzählung ist hier ein Wendepunkt. Zum erstenmal reden die Frau und Jesus von dergleichen Wirklichkeit. Sicher wird der Prophet ihr auch über die alte Streitfrage zwischen Juden und Samaritern Klarheit verschaffen können. Sie übernimmt die Initiative im Gespräch – was darauf hindeutet, dass schon etwas passiert ist bei ihr – und fragt ihn nun ihrerseits: Welches ist nun der richtige Ort für die Gottesverehrung? Dieser Berg in Samaria oder Jerusalem?

Jesus lässt sich gar nicht auf diese Alternative ein. Dem jetzigen Zwiespalt stellt er eine Zukunft entgegen, in der jeder an Orte gebundene Kult bedeutungslos sein wird. In dieser Zukunft, die jetzt schon beginnt, werden die Menschen Gott im Geist und in der Wahrheit verehren. Das werden sie können, wenn sie erkennen, dass sie nicht zu dieser irdischen Wirklichkeit gehören, sondern eben zu jener göttlichen, die Johannes als die eigentliche ansieht.

Für mich ist hier die Frage angesprochen, wie und ob überhaupt die göttliche Offenbarung bei uns ankommen kann. Die Frau sieht in Jesus vielleicht den verheissenen Messias, weil sie ihn als mit göttlichen Kräften begabten Menschen erlebt hat: einer, der hellseherisch über ihr Leben Bescheid weiss; einer, der Antworten auf schwierige Fragen weiss; einer, der Zugang zu Quellen hat, die der Frau verschlossen sind. Aber sie sieht nicht, dass Gott sich selbst in dem durstigen Wanderer offenbart, dass Gott selbst ihr das Geheimnis ihres Daseins aufschliesst.

Deshalb ist die Erzählung des Johannes für mich auch ein Stück darüber, wie Menschen aneinander vorbeireden können, wenn es um religiöse Wahrheiten geht.

Dabei ist die Frau ja nicht unzugänglich, sie erwartet noch etwas von Gott. Ihre Erwartung fasst sie in das traditionelle Bild: „Ich weiss, dass der Messias kommt...“

So wagt es denn Jesus, sich zu erkennen zu geben. „Ich bin es, der mit dir spricht.“

Jetzt geht es um Entscheidung. Glaubst sie oder glaubst sie nicht?

Springt sie in den bodenlosen Brunnen der Offenbarung oder springt sie nicht?

Der Erzähler Johannes lässt das offen. Er lässt es in der Schwebe, nicht für sich selber, aber wohl für seine Leserinnen und Leser, und auf jeden Fall für die Frau. Bei ihr bleibt es bei einer Frage: "Sollte dieser der verheissene Christus sein?"

Für diese offene Frage bin ich dem Evangelisten dankbar, denn ich fürchte, es ist keine einfache Sache, den Sprung in diese Offenbarung zu wagen. Braucht es dazu einen langen spirituellen Weg? Ein Bekehrungserlebnis? Oder ist es etwa eine Frage der Gene? Was meinen Sie?

Sonntag, 28, Januar 2007

Hanna Kandal-Stierstadt